

GORDON KORMAN

THE FORT



Das Geheimnis eines Sommers

GULLIVER

GORDON KORMAN

THE FORT

Das Geheimnis eines Sommers

Aus dem Englischen von
Kanut Kirches

GULLIVER



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-407-81395-4 Print
ISBN 978-3-407-75916-0 E-Book (EPUB)

© 2025 Gulliver
Verlagsgruppe Beltz
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
service@beltz.de

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
Die Verlagsgruppe Beltz behält sich die Nutzung ihrer Inhalte für
Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

© 2024 Beltz & Gelberg
© 2022 Gordon Korman. All rights reserved

Published by Arrangement with SCHOLASTIC INC.,
557 Broadway, New York, NY 10012 USA

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlick GmbH, 30161 Hannover.

Übersetzung: Kanut Kirches
Neue Rechtschreibung

Umschlaggestaltung: Julian Weber, Taunusstein

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Beltz Grafische Betriebe ist ein Unternehmen mit finanziellem Klimabeitrag
(ID 15985-2104-1001).

Printed in Germany

1 2 3 4 5 29 28 27 26 25

Weitere Informationen zu unseren Autor:innen und Titeln
finden Sie unter: www.beltz.de

1 EVAN DONNELLY

Am Morgen nach dem großen Sturm hab ich Ricky am Hals. Ein Ast, so groß wie das Monster von Loch Ness, ist durch sein Schlafzimmerfenster geflogen, also mussten ihn seine Eltern irgendwo abstellen, um in Ruhe alles zu reparieren.

Während ich mich aus dem Bett und in T-Shirt und Shorts quäle, serviert Grandma ihm unten in der Küche bereits Frühstück. Ich setze mich auf die andere Seite des runden Tisches und sie stellt einen Teller vor mich hin – zwei Scheiben Weißbrot mit ein bisschen Butter.

»Ungetoastet?«, frage ich genervt.

»Stromausfall«, antwortet Grandpa durch einen Schluck Orangensaft hindurch. Ich höre den Ärger in seinem Tonfall. Kein Strom bedeutet keinen Kaffee. »Ihr habt keine Vorstellung, was da draußen los ist. Baumstämme auf den Straßen. Überall kaputte Gartenmöbel.«

»Der Ast in meinem Schlafzimmer hat den kompletten Fensterrahmen herausgerissen«, sagt Ricky. Er ist klein und schwächlich, mit riesigen Augen, die ihn immer superernsthaft wirken lassen, egal, was er sagt. »Der Teppich ist durchnässt und überall liegt Glas.«

Ich schaue Grandma an. »Wann kann er wieder nach Hause?«
Sie wirft mir ihren bösesten Blick zu – der ist normalerweise

reserviert für meinen älteren Bruder Luke. »Mrs Molina hat mich um diesen Gefallen gebeten. Wir freuen uns, dass Ricky hier ist.«

Grandma arbeitet für dieselbe Rechtsanwaltskanzlei wie Rickys Mutter. Grandma als Sekretärin und Mrs Molina als Anwaltsassistentin oder so. Die Molinas sind neu in der Stadt, und Grandma ist besonders nett zu ihnen, weil sie zu jedem besonders nett ist. Das ist irgendwie anstrengend, aber vermutlich sollte ich mich darüber nicht beschweren. Sie hat Luke und mich aufgenommen, als unsere Eltern den Entzug gemacht haben – und wir durften bleiben, als sie danach nicht mehr wiedergekommen sind. Aber das ist auch etwas anderes. Wir sind Familie.

»Ich werde wahrscheinlich den ganzen Tag hierbleiben«, erklärt Ricky mir. »Mom sagt, die Handwerker sind total überlastet. Halb Canaan hat zerstörte Fenster.«

Ich beiße ein Stück labbrigen Toast ab und kaue, bis es zu einer geschmacklosen Masse in meinem Mund wird. Die eine gute Sache an Hurricane Leo, der unsere Stadt verwüstet hat, ist, dass wir schulfrei haben. Ich stürze meinen Saft herunter und stehe auf. »Ich schau mal, was die Jungs treiben.«

»Gute Idee.« Grandma nickt mir zu. »Du kannst Ricky mitnehmen.«

»Er will bestimmt mit seinen eigenen Freunden abhängen.«

»Ich habe keine Freunde«, gibt Ricky zu.

»Du meinst, du hast *noch* keine Freunde«, verbessere ich ihn. »Keine Sorge – du findest schon welche. Ein Tag wie dieser ist die perfekte Gelegenheit, um ...« Grandmas Blick bringt mich schlagartig zum Schweigen. »Okay, sag mir, was ich machen soll, und ich tu es.«

»Du weißt genau, was du machen sollst«, antwortet sie und ihr Blick spricht Bände.

Grandpa schaut mich mitfühlend an. Er weiß, wie ich mich fühle. Immerhin ist er mit Grandma seit über vierzig Jahren verheiratet. Das ist eine lange Zeit unter der Oberbefehlshaberin.

Als ich das Haus verlasse, ist Ricky Molina an meiner Seite. Was bin ich nur für ein Glückspilz.

Grandpa hat nicht übertrieben, was den Zustand der Stadt angeht. Die Straßen sind ein Hindernisparcours aus herabgefallenen Ästen und Ziegeln, die von Dächern geweht wurden. Überall liegen Trümmer, und Einsatzteams bewegen sich von Strommast zu Strommast, um die Versorgung wiederherzustellen. Allein in unserem Block wurden drei große Bäume komplett entwurzelt und haben ganze Betonstücke aus dem Bordstein gerissen.

Die gesamte Rückseite von Grandmas und Grandpas Haus ist lila vom Beschuss fliegender Blaubeeren. Die zerquetschten Früchte riechen so intensiv, als hätte jemand einen Kuchen im Ofen.

Ricky verzieht das Gesicht. »Ekelhaft.«

Ich wollte gerade genau dasselbe sagen. Aber es von Ricky zu hören, klingt wie eine Beleidigung gegen das Haus meiner Großeltern und Blaubeeren im Allgemeinen, die ab jetzt offiziell mein Lieblingsobst sind.

»Es könnte schlimmer sein«, sage ich. »Wir hätten im Bett von einem riesigen Ast überrascht werden können, der durchs Fenster fiel.«

Er zuckt mit den Schultern. »Er hat mich nicht getroffen. Ich hab mich nur ein bisschen am Glas geschnitten.«

Eigentlich habe ich nichts gegen Ricky. Er ist kein völlig Fremder, sondern sitzt sogar in ein paar Fächern mit mir im Unterricht, auch wenn er ein bisschen jünger ist. Keine Ahnung, wie das kommt. Aber in einer Stadt wie Canaan kennt man seine Leute seit dem Kindergarten. Das ist eine Menge gemeinsame Geschichte im Vergleich zu irgendeinem Typen, der in der ersten Woche der achten Klasse auftaucht. Er wird bestimmt Freunde finden. Aber ich werde keiner davon sein.

Ich führe ihn die Peacock Avenue entlang und wir schlängeln uns durch die Äste und Trümmer auf dem Bürgersteig. Manches, über das wir drübersteigen, ist ganz schön abgefahren: ein Wetterhahn, ein zertrümmertes Dachfenster, eine Babywiege, ein verrosteter Grill. Ich bücke mich, hebe die obere Hälfte eines Bikinis hoch und frage »Wie ist das hierhin gekommen?«

Ricky zuckt mit den Schultern. »Jemand hat die Wäsche aufgehängt und es wurde weggeblasen. Die untere Hälfte ist bestimmt unterwegs zu den Bermudas.«

»Eher nach Kanada«, sinniere ich, während ich an den Verlauf des Hurricanes denke, den ich im Fernsehen gesehen habe.

Mitchell Worth und C. J. Scitutto warten an unserem Treffpunkt am Weg, der in den Wald führt. Der drahtige schwarzhaarige C. J. berichtet gerade von dem genauen Ablauf seines neuesten Todesbezwingers – einer Skateboardfahrt auf dem Geländer der Treppe vor der Stadtbibliothek von Canaan.

»... ich rutsche da also entlang, Wind bläst mir durchs Gesicht, da kommt diese alte Dame die Treppe hoch und klammert sich an das Geländer, als ginge es um Leben und Tod. Ich kann sie ja nicht einfach ummähen, oder? Also springe ich über sie und es klappt ... *fast*.« Wenn er eine Geschichte erzählt, sprudeln die Worte nur so aus ihm heraus.

Der blonde Mitchell untersucht den schorfigen Kratzer auf C. J.s rechter Gesichtshälfte. »Hat es wehgetan?« Er will mehr Details. Mitchell will immer mehr Details, vor allem, wenn sie blutig sind.

»Nein, natürlich nicht«, faucht C. J. sarkastisch. »Das war wie eine Landung auf einem Daunenbett.« Er dreht sich zu mir und runzelt die Stirn, als er sieht, wer mich begleitet. »Was ist mit dem?«

»Ihr kennt Ricky ja aus der Schule«, erkläre ich. »Seine Mom arbeitet mit meiner Grandma.«

»Ja, aber was macht er *hier*?«, hakt Mitchell nach. Er starrt Ricky an, als wäre dieser ein exotisches Insekt oder so was. Mitchell leidet unter Zwangsstörungen. Die können sich unterschiedlich äußern. In Mitchells Fall bedeutet es, dass er nicht die besten zwischenmenschlichen Umgangsformen hat. Unter anderem.

»Komme ich zu spät?«

Die Stimme kommt von weiter weg, aber sie wirkt wie ein Donnerschlag. Jason Brax, groß und athletisch, kommt herangefahren, vornübergebeugt über den Lenker seines silbernen Rennrads. »Sorry! Ich bin diese Woche bei Dad und musste ihm helfen, die Küche zu wischen. Wir haben das Fenster letzte Nacht aufgelassen, weil uns das Chili angebrannt ist. Der Rauch ist rausgegangen, aber der Hurricane rein.« Alles an Jason ist überdimensioniert: seine Stimme, seine strubbelige braune Mähne. Sogar seine Schultern sind breiter und erwachsener als die von uns anderen.

Er verstummt, als er Ricky neben uns entdeckt.

»Der Hurricane ist auch durch mein Haus gewütet«, erzählt Ricky. »Ein großer Ast ist durch mein Schlafzimmerfenster geflogen.«

»Ich habe Ricky mitgebracht«, gebe ich zu. »Er ist dabei, so lange seine Eltern sein Zimmer in Ordnung bringen.«

»Aber Evan«, protestiert Jason. »Wir gehen zum ... du weißt schon, es soll doch ein Geheimnis bleiben, oder?«

»Ich kann Geheimnisse für mich behalten«, verspricht Ricky.

»Kannst du nicht, weil es nicht *dein* Geheimnis ist«, widerspricht Mitchell mit seiner gewohnt stimmigen Logik.

Ich seufze. »Ich fürchte, unser Geheimnis liegt überall im Wald verteilt. Schaut euch doch um. Die ganze Stadt ist ein Trümmerfeld. Stellt euch vor, was der Sturm mit ein paar Zeltplanen gemacht hat.«

»Vielleicht haben die Bäume es beschützt«, wirft Jason hoffnungsvoll ein.

»Was beschützt?«, fragt Ricky.

»Das wüsstest du wohl gerne, was?«, faucht Mitchell.

Ich bin nun wirklich nicht der größte Ricky-Fan, aber das hier wird langsam zu einem großen Streit über absolut gar nichts. »Wir haben ein Fort im Wald gebaut ...«

»Ein *geheimes* Fort«, verbessert mich Mitchell in eindringlichem Ton, als ob er mich aufhalten will.

»Und da gehen wir gerade hin«, vollende ich meinen Satz. »Um zu sehen, ob es noch steht.«

»Auf keinen Fall«, prophezeit C. J. betroffen.

»Es gibt nur eine Möglichkeit, das herauszufinden«, entscheidet Ricky. »Lasst uns nachsehen.«

Der Protest der anderen wird vom Dröhnen eines Motors übertönt. Noch lauter ist nur der hämmernde Bass aus der Musikanlage des zerbeulten Cabrios. Der feuerrote Mustang brettert die Straße herunter, schwenkt zur Seite, um einer Satelli-

tenschüssel auszuweichen, und kommt quietschend vor uns zum Stehen.

»Morgen, Loser«, begrüßt uns mein Bruder Luke vom Beifahrersitz.

Ein paar der Jungs grüßen zurück, aber niemand beachtet den Fahrer des Autos, den neuen besten Freund meines Bruders: Jaeger Devlin.

»Meine Herren«, grüßt uns Jaeger auf seine schmierige Art. Sein Lächeln versprüht falschen Charme.

Niemand antwortet außer Ricky, der ein schüchternes »Hey« hervorbringt.

Ricky ist neu in der Stadt und hat vermutlich noch nicht von Jaeger gehört. Der Typ sollte ein Schild tragen, das vor Gesundheitsrisiken warnt. Ich wünschte, mein Bruder würde sich von ihm fernhalten, aber das kann ich ihm niemals ins Gesicht sagen. Wir hatten mal ein enges Verhältnis. Wir hatten aber auch keine andere Wahl. Als unsere Eltern vom Weg abkamen und unsere Familie kaputtging, hatten wir nur noch uns. Aber seit Jaeger im Spiel ist, benimmt sich Luke wie ein richtiges Arschloch. Ich bin nicht mehr gern in seiner Nähe. Am meisten macht mir der Ausdruck in seinen Augen Angst – ein bisschen verrückt, ein bisschen gehetzt, aber auch abwesend, als wäre niemand zu Hause. Unsere Eltern haben genau so geguckt, bevor sie die Kontrolle verloren und uns verließen. Wenn das mit Luke passiert, weiß ich nicht, ob ich das verkraffe. Deshalb hasse ich Jaeger – Grund Nummer 17. Es gibt jede Menge Gründe, Jaeger zu hassen.

»Was ist da im Wald?«, fragt Jaeger.

»N-nichts«, stammelt Mitchell. »Warum denkst du, wir würden in den Wald gehen?«

Ohne seinen gelangweilten Blick zu verändern, nickt Jaeger in Rickys Richtung, der ein paar Meter vor uns steht – offensichtlich auf dem Weg in den Wald.

»Ich will die entwurzelten Bäume sehen«, antwortet Ricky, ohne zu zögern. »Es muss irre sein. Ein irres Durcheinander an Wurzelwerk.«

Luke verzieht das Gesicht. »Klingt lahm. In der Stadt gibt's genug Zerstörung. Das schauen wir uns an.«

Übersetzung: Sie schauen hinter zerstörte Türen, fehlende Fensterscheiben und zerbrochene Türschlösser – auf der Suche nach Dingen, die sie stehlen können. Jaeger ist ein großer Fan des Fünf-Finger-Rabatts. Und in letzter Zeit findet mein Bruder ja alles großartig, was Jaeger macht.

»Bis später, meine Herren.« Jaeger legt den Gang des Mustangs ein und fährt ein Stück nach vorne, sodass der Doppelauspuff in unsere Richtung zeigt. Dann lässt er den Motor so sehr aufheulen, dass eine dichte graue Abgaswolke uns alle zum Husten zwingt. Endlich fahren sie über die Straße davon.

Die noch erkennbare Hälfte von C. J.s geschwellenem Gesicht wirft mir einen mitleidigen Blick zu. »Alter. Ich weiß, dass er dein Bruder ist. Aber was für ein Arsch!«

»Ja«, fügt Mitchell hinzu und streicht über sein T-Shirt, als könnte er den Rauch abwischen. »Was wirst du tun?«

»Lasst uns einfach unser Fort finden«, murmele ich und folge Ricky den Weg entlang. Ich weiß aus niederschmetternder Erfahrung, dass man nichts tun kann, wenn jemand, der einem nahesteht, richtig Scheiße baut.

Luke weiß das auch. Er war genau wie ich dabei, als es passiert ist.

2 MITCHELL WORTH

Es ist megaunfair, dass Ricky mit zu unserem Fort darf, das eigentlich geheim sein soll, es aber nicht mehr ist, weil Ricky davon weiß.

Ich bin nicht der Einzige, der es nicht gut findet, dass wir eine Klette mit hierhin nehmen.

»Mal im Ernst, ich hab euch hundertmal gefragt, ob ich Janelle vom Fort erzählen darf, und ihr habt Nein gesagt«, ermahnt Jason uns alle, während wir den Weg durch den Wald entlanggehen. »Warum ist es dann für diesen Typen okay? Nichts gegen dich, Ricky.«

Evan, nach Jason der Zweitgrößte von uns, duckt sich unter einem niedrig hängenden abgebrochenen Ast hindurch. »Fortregeln. Keine Mädchen.«

»Es gibt keine Fortregeln!«, beschwert sich Jason. »Wir haben das Ding erst vor drei Tagen gebaut.«

»Wer ist Janelle?«, fragt Ricky.

»Romeo hat eine Freundin«, säuselt C. J.

Ricky runzelt die Stirn. »Kenne ich nicht. Geht sie auf unsere Schule?«

Jason wird ein bisschen rot. »Sie ist in der siebten Klasse – was *völlig okay* ist!« Seine laute Stimme wird noch ein bisschen lauter. »Mädchen werden schneller erwachsen.«

»Ich bin eigentlich auch in der siebten Klasse«, gibt Ricky zu. »Sie haben mich in die achte geschoben, als wir nach Canaan gezogen sind, weil ich vorher auf eine spezielle Magnetschule für Hochbegabte gegangen bin.«

»Du hast eine *übersprungen*?« Ich kann es nicht fassen und meine Stimme nimmt einen schrillen Ton an. »Das heißt, du überspringst einfach ein ganzes Schuljahr, als wäre es überhaupt nicht da?«

C. J. versucht, einen Arm um mich zu legen. »Ganz ruhig, Mann ...«

Doch ich schüttele ihn ab. Ich kann nicht ruhig bleiben, wenn es um Schule geht, die Hauptfolter meines Lebens. »Ich muss mich durch die Sonderklasse quälen und dieser neue Typ kommt einfach aus dem Nichts und kriegt einen Freifahrtsschein für ein ganzes Schuljahr?«

»Nur weil Canaan Middle eine normale Schule ist«, erklärt Ricky. »In Freeport gibt es noch eine Magnetschule. Wenn ich da reinkomme, muss ich wieder in die siebte Klasse.«

Alle bleiben stehen und man spürt den Stimmungswechsel im Wald. Es ist, als hätte Ricky unsere Schule als dumm bezeichnet – was bedeutet, dass wir dumm sind, weil wir dorthin gehen. Ich bin der einzige Dumme – und ich hab eine Entschuldigung. Ich habe Zwangsstörungen und Lernschwierigkeiten, also bin ich eigentlich auch nicht dumm. Leute dumm zu nennen, ist dumm.

»Uncool, Mann«, weist C. J. Ricky zurecht. »Du musst es uns ja nicht gleich unter die Nase reiben. Es ist nicht unsere Schuld, dass deine Eltern mit dir aus Magnetdorf nach Dummhausen gezogen sind.«

»Das hab ich nicht gesagt«, rudert Ricky zurück. »Ich bin auf

eine Magnetschule gegangen und möchte auch wieder auf eine. Ist das ein Verbrechen?»

Wenn es noch keins ist, sollte es eins werden. Ich kann nicht fassen, dass Evans Grandma uns zwingt, mit diesem idiotischen Magnetschädel abzuhängen. Allerdings ist Evans Grandma die furchteinflößendste Person, die ich je getroffen habe – neben Jaeger natürlich.

Wir laufen weiter und niemand bringt Ricky um. Vermutlich heißt das, dass die anderen ihm verziehen haben, so eingebildet zu sein – ich allerdings nicht. Als wir tiefer in den Wald laufen, streife ich mit dem Ellenbogen die Rinde von genau jedem siebten Baum, denn sieben ist meine Glückszahl. Keiner von den anderen macht so etwas – das sind die Zwangsstörungen. Dr. Breckinridge sagt, es sei meine Art, Teile meines Lebens zu kontrollieren, um einen Ausgleich dafür zu schaffen, dass das bei den wichtigen Dingen nicht geht. Zum Beispiel, Sonderklassen besuchen zu müssen, oder dass Mom ihren Job in der De-laCraft-Autoteilefabrik verloren hat. Ich kann es nicht ändern, dass sie nun drei Jobs statt einem hat, also bin ich geradezu besessen von den Dingen, die ich kontrollieren *kann*. Zum Beispiel, welche Bäume ich mit dem Ellenbogen streife oder welches Lied ich dabei summe. Falls Dr. Breckinridge überhaupt weiß, wovon er spricht. Wahrscheinlich eher nicht. Ich gehe nicht mehr zu ihm. Nicht, weil Dr. Breckinridge ein schlechter Psychiater ist, sondern weil Mom ihre Krankenversicherung verloren hat, als sie in der Fabrik entlassen wurde. Wir können uns das also nicht mehr leisten.

Ich finde es ziemlich beschissen von Dr. Breckinridge, mich wie eine heiße Kartoffel fallen zu lassen, aber Mom sagt, niemand solle arbeiten, ohne bezahlt zu werden. Also muss ich

wohl mit meinen Problemen alleine klarkommen. Keine große Sache. Die Zwangsstörungen fühlen sich nicht mehr wie Störungen an, sie sind ein Teil von *mir*. Aber ich hasse die Sonderklassen, aus denen ich mich schon fast herausgearbeitet hatte. Ich habe gehört, dass manchmal alte russische Raumkapseln aus der Erdumlaufbahn geraten und auf Dinge am Boden knallen. Hoffentlich fällt eine davon auf Dr. Breckinridges Kräutergarten, den er so sehr liebt.

Fünf, sechs, sieben – *bapp*.

Wie's aussieht, hatte Dr. Breckinridge nicht mal mit der Kontrollsache recht. Je weiter wir in den Wald hineingehen, desto mehr Sturmschäden werden sichtbar. Was soll ich mit den Bäumen machen, die vom Wind umgebogen wurden oder ganz umgefallen sind? Zähle ich die mit oder nicht? Das ist wichtig, denn wenn ich einen Fehler mache, war alles umsonst.

Ich treffe den nächsten Baumstamm zu hart und kratze mir den Ellenbogen auf. Es tut nicht besonders weh, aber jetzt kann ich mich nicht mehr konzentrieren, weil ich mich frage, ob meine Tetanusimpfung noch wirkt. Ich kann den Notruf nicht wählen, weil mein Smartphone kaputt ist und wir uns nicht leisten können, es zu reparieren. Einer von den Jungs würde mich bestimmt seines benutzen lassen. Außer Ricky. Aber seines würde ich sowieso nicht wollen. Da sterbe ich lieber an Tetanus. (Keine Ahnung, was Tetanus eigentlich ist, aber es klingt gefährlich.)

»Wir sind da«, sagt Evan und alle bleiben stehen.

Ricky blickt sich um. »Ich sehe kein Fort.«

Evan zeigt auf den Baumstumpf eines uralten Ahorns. Er hat keine Rinde mehr und das tote Holz im Inneren wird von einer Armee aus Termiten ausgehöhlt. »Von hier aus halten wir

uns links und gehen sechsundzwanzig Schritte vom Hauptweg weg.«

Das nervt mich. »Wie oft muss ich es euch noch sagen? Es können fünfundzwanzig oder siebenundzwanzig sein, aber niemals sechsundzwanzig!«

Ricky ist sichtlich verwirrt. »Was stimmt mit sechsundzwanzig nicht?«

Das ist nicht sein Ernst. »Haben sie dir in deiner ach so tollen Schule gar nichts beigebracht? Sechsundzwanzig ist zweimal dreizehn. Die unglücklichste Zahl!«

Er starrt mich an. »Du hast Triskaidekaphobie!«

»Hab ich nicht. Ich hab Zwangsstörungen.«

»Triskaidekaphobie bedeutet, dass du Angst vor der Nummer dreizehn hast«, erklärt er.

»Ich hab keine Angst davor«, erwidere ich scharf. »Ich respektiere sie, weil ich weiß, dass sie mich umbringen kann.«

»Wie wär's hiermit?«, schlägt C. J. vor. »Ich laufe fünfundzwanzig Schritte, Evan läuft siebenundzwanzig und das Fort sollte dann zwischen uns sein.«

»So tun, als ob funktioniert nicht«, murre ich. »Wir wissen alle, dass es sechsundzwanzig sind, also ist es immer noch schlecht.«

Wir verlassen den Weg und kämpfen uns durchs Unterholz. Ich versuche so angestrengt, nicht die Schritte zu zählen, dass ich quasi einen Steptanz aufführe. Die Jungs sind an mich gewöhnt, aber Ricky nicht. Er blickt mich an, als wäre ich ein Clown. Das bin ich aber nicht. Viele Leute haben Zwangsstörungen – auch Erwachsene, nicht nur Kinder. Vielleicht prallt die russische Raumkapsel von Dr. Breckinridges Kräutergarten ab und landet auf Ricky.

Nicht zu zählen ist fast unmöglich für jemanden wie mich. Daher bin ich schon fast bei hundertfünfzig, als Jason stöhnt: »Ohhhhh!«

»Unser Fort!«, fügt Evan mit echtem Schmerz in der Stimme hinzu.

Der Ort war perfekt – eine u-förmige Nische im Felsen, groß genug für alle vier von uns. Wir hatten das Dach aus alten Duschvorhängen aus C. J.s Haus gebaut – ein bisschen modrig, aber absolut wasserfest. Die hatten wir mit Schienennägeln am Felsen befestigt und vorne an zwei dürre Bäume gebunden, die wie zwei Säulen unseren Haupteingang umfassten. Die Wände bestanden aus einem Stück Sperrholz auf der linken und einem alten *Zutritt verboten*-Schild auf der rechten Seite.

So *sah* es zumindest mal aus. Jetzt nicht mehr. Eigentlich sieht es nach gar nichts mehr aus. Die Felsformation ist noch da. Die Steine, die wir als Sitzplätze reingelegt haben, sind durch den Regen im Matsch versunken. Die Wände und das Dach sind weg, vom Wind davongebblasen. Ein paar Stücke des *Zutritt verboten*-Schilds – jeweils so groß wie eine Briefmarke – liegen verteilt am Fuß einer nahe gelegenen Ulme. Streifen zerfetzten Duschvorhangs flattern in zehn Meter Höhe von Ästen.

Das ist alles, was von unserem Fort übrig ist.

»Ich hab euch gewarnt«, sage ich ihnen bedauernd. »Sechszwanzig Schritte konnten nur nach hinten losgehen. Und jetzt ist unser Fort im Arsch.«

Jason zuckt mit den Schultern. »Wir können es wiederaufbauen. Ihr wisst schon, ein paar neue Duschvorhänge ...«

C. J. schüttelt den Kopf. »Leider nein. Seit Mom und Marcus das Bad neu gemacht haben, gibt es Glastüren.«

Evan seufzt. »Wozu auch? Es würde beim nächsten Sturm wieder wegfliegen.«

»Oder von einer russischen Raumkapsel zerquetscht werden«, füge ich gegen meinen eigenen Willen hinzu. Wenn ich einmal etwas im Kopf habe, werde ich es nur schwer wieder los.

»Vergesst es«, entscheidet C. J. »Das ist kein Fort mehr.«

»Hey«, ruft Ricky. »Schaut euch das an!«

In all der Trauer über unser zerstörtes Fort hat keiner von uns gemerkt, dass Ricky ein Stück weiter gegangen ist. Das liegt daran, dass es nicht seine Trauer ist, nicht sein Fort. Aber okay, es ist das Fort von niemandem mehr. Jetzt steht unser ungewollter Gast auf jeden Fall ein paar Meter hinter uns, wo vorher wahrscheinlich eine Lichtung war, die jetzt von Unterholz bedeckt ist. Er tritt mit dem Absatz seiner Sneaker gegen etwas im Boden. Dann lässt er sich auf die Knie fallen und gräbt mit den Händen weiter. Was für ein komischer Typ!

Evan ist als Erster bei ihm. »Hör auf, Ricky! Wenn du von Matsch überzogen zurückkommst, wird Grandma *mir* die Schuld geben!« Er blickt auf die Stelle, an der Ricky gräbt, und geht neben ihm in die Hocke. Plötzlich scharren beide gemeinsam im Dreck.

»Kommt her, Leute!«, ruft Evan. »Er hat was gefunden!«

Ich bin mit dem Zählen völlig durcheinandergeraten, also habe ich keine Ahnung, ob wir Glück oder Pech haben.